

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Mohr, Franz: Wie der Herr Esserle hamstern ging

urn:nbn:de:bsz:31-62042

pumperlgesund! Die ganze Sucht ist weggeblasen.“

„Das freut mich, Hofbauer! Ich gratuliere Ihnen, Sie haben wirklich eine Kojnatur! Sie werden zweihundert Jahre alt! Wenn einer eine solche Kojtur aushält . . .“

„Wenn mich nur das Finanzamt nicht umbringt! Sagen Sie, Herr Doktor, kann man denn den Herren auf dem Finanzamt nicht auch so eine Kojmedizin verschreiben? Damit sie der Teufel alle miteinander holt? Und die Walburga Wasenaf, den Zacharias Zeinstricker und den Schmied Christian dazu?“

Wie der Herr Esserle hamstern ging.

Von Franz Mohr.

s war in der bösen Zeit, da man für eine Mustatnuß ein kleines Kapital anlegen mußte und froh war, wenn man irgendwo auf dem Lande ein paar Eier und ein bißchen Schmalz hamstern konnte. Man wanderte von Tür zu Tür wie ein fecthender Handwerksbursche und bettelte für Geld und gute Worte um etwas Nahrhaftes. Da hatte man Glück, dort wurde man schroff, ja mitunter verächtlich abgewiesen. Aber wenn's gelang, was war das für Freud! Wenn man in die bruzzelnden Feldkohlkraben ein Stückchen Speck legen und diese Göttergabe genießen konnte mit einem Stückchen Bauernbrot, in dem nichts war als was hinein gehörte, nur richtiges Mehl ohne Zusatz von gemahlener Kojkastanien und, weiß der liebe Gott, von sonst was! Ja, nach einer Rachel in Speck und Butter gebadener Eier, nach einer richtigen Wurst sehnte sich auch der Herr Esserle, der als wohlhabender Hausbesitzer im schönen Freiburg wohnte und der ewigen Kohlkraben und der ewigen Tomatensuppe längst überdrüssig war und bei dieser Kojt erheblich an Bauchrundung verloren hatte.

„So geht's nicht weiter,“ sagte er eines Abends zu seiner Gattin, „waisch was, morgen fahr ich in den Schwarzwald und hamstcher!“

„Ja, Schwarzwald,“ entgegnete die Lebensgefährtin, „ich bin gestern in drei Dörfern und auf einem Duzend von Höfen gewesen und hab' nichts heimgebracht wie Blasen an den Füßen und den Leib voll Ärger. Wenn man bei dem Burenvolf nicht bekannt ist, kriegt man nichts.“

„Ja, Alte, ich geh' auch nicht in unseren Schwarzwald, ich geh' weiter hinunter, wo die Buren noch nicht so überlaufen sind. Waisch, drobe an der württembergischen Grenz ist noch was zu holen. Ich fahr' morgen früh nach Offenburg und von dort in den Schwarzwald. In Schiltach wohnt einer, der hat mit mir bei den Leibgrenadieren gedient und der wird mir schon helfen!“

Dort in Schiltach hauste wirklich der Militärspeszel des Herrn Esserle, Fritsch mit Vornamen, und war einer, der's hinter den Ohren hatte und einem Spähle nie abgeneigt war. Und der dachte beim ersten Wiedersehen mit dem Herrn Esserle daran, wie große Pakete der immer von daheim als Soldat bekommen, wie er aber die rundlichen Würste und den Speck allein verzehrt und nie einem Kameraden etwas davon abgegeben habe, und das wollte er dem Esserle noch nachträglich ein wenig eintränken.

Ja, meinte er, im Schwarzwald um Schiltach herum gebe es immer noch Quellen, aus denen allerlei Genießbares fließe. Aber die Bauern von Lehengerichten hätten alle ihre Kundschaft, meistens in Karlsruhe, und zwar Leute mit dickem Geldbeutel, die generös bezahlten. Da käme ein anderer nicht mehr an. Doch drüben im Württembergischen könne man nach Herzenslust hamstern. Nur dürfe man sich nicht von den Landjägern erwischen lassen und müsse seine Beute bei Nacht und auf Schleichwegen über die Grenze schmuggeln. Er, der Fritsch, habe in Nischalden einen Freund, bei dem alles zu haben sei, was einen ausgehungerten Magen erfreue. Er müsse heute doch hin und wolle dem lieben alten Kompagniegenossen den Rucksack mit Speck, Schäuferle, Wurst und auch einigen Laiben Brot füllen lassen. Bezahlen könne der Herr Esserle später, wenn er, der Fritsch, die Rechnung habe. Denn einem Fremden gebe der Nischaldener nichts. Abholen und über die Grenze schmuggeln müsse aber der Herr Esserle den Rucksack mit den Schätzen selbst. Morgen früh führe er ihn die Waldpfade, auf denen man nicht erwischt werde. In Nischalden könne dann der Esserle im „Dachsen“ sich einen guten Nachmittag machen und dann, wenn's dunkel geworden sei, mit dem gefüllten Rucksack sich auf den Weg nach Schiltach machen. Ihn, den Fritsch, freue es unbändig, dem Freunde einen Liebesdienst erweisen zu können.

Dem Herrn Esserle lief das Wasser im Munde zusammen, als er an all das dachte, was morgen ihm gehören solle. Und ein paar Flaschen echtes Christiwasser wollte ja der Fritsch noch extra von sich aus beschaffen.

Es war ein trüber, regnerischer Herbsttag, als der Fritsch und der Herr Esserle die Schiltacher Höhe hinaussliegen und gen Nischalden hin wanderten. Die breite Straße, stellenweise noch mit großen Steinplatten aus der Römerzeit her belegt, mählich ansteigend bis zum Zollhaus, mußte allerdings gemieden werden, der Sicherheit wegen. Dafür führte der Fritsch den Herrn Esserle quer durch den Wald, durch Dickicht aller Art, bis endlich die Häuser Nischaldens auftauchten. Dort geleitete er den Freiburger zu einem behäbigen Bauernhof, wo sie schon von dem Besitzer erwartet und mit etwas verständnisinnigem Lächeln empfangen wurden. Der Herr

Esserle erfuhr, daß er am Abend den Rucksack in Empfang nehmen könne und dann vom Baskhan, dem Knecht, gegen ein kleines Trinkgeld so weit geführt werde, bis er nur der Nase nachzugehen brauche, um glücklich nach Schiltach zurückzulangan. Im „Ochsen“ machte es sich dann der Herr Esserle bei guter Akung und süßigem Most bequem und erwartete den Abend. Der Fritz hatte sich schon vorher empfohlen, denn, meinte er, so Sachen mache einer am besten allein.

Es war eine gar schwere Last, die da in Nischalden dem Herrn Esserle aufgepackt wurde, viel schwerer noch als der kriegsmäßig ausgestaffierte „Affe“, den der ehemalige Leibgrenadier einst im Manöver hatte schleppen müssen. Aber was tut man nicht um des lieben Magens willen! Reuchend wankte der Herr Esserle bei Anbruch der Nacht aus dem Dorf dem Walde entgegen, dessen Dunkel ihn auch dem schärfsten Blicke des Späfers entzog. Wie der Rucksack drückte! Die Schinken, die darin verstaubt sein sollten, mußten gut geräuchert sein und lange den Prozeß der Lufttrocknung durchgemacht haben. Denn sie waren hart wie Granit und drückten dem Herrn Esserle die, mit Wasser angefüllte Beulen.

Dazu der vermaledeite Marsch durch den Wald kreuz und quer! Da stolperte der Rucksackträger über eine Baumwurzel, dort sank er in ein von Nichtennadeln heimtückisch verdecktes Loch, dort riß ihm ein dürrer Ast Schrammen ins Gesicht — wenn nur einmal die alte Römerstraße erreicht wäre! Keine tausend Teufel sollten ihn, den Herrn Esserle, wieder in die wegeloße Finsternis mit ihren Gesehen für Leib und Leben bringen, er blieb auf dem Wege und wenn ihn die Grenzer auch packten. Zur Not konnte er sich ja als einen Touristen ausgeben und würden die Grünen ein Gesehen haben! Und jetzt begann es auch noch zu regnen. Erst fiffelte es, dann schüttete es. Der Herr Esserle war bald bis auf die Haut durchnäßt und sein rinnender Schweiß verwischte sich mit dem Raß von oben.

Aber es nimmt alles einmal sein Ende. Die Uhr in Schiltach schlug gerade 1 Uhr, als Herr Esserle todmüde den Schloßberg hinunterwankte.

Von seinem Freunde wurde er erwartet. Es brannte noch Licht im Hause, das ihm gastlich seine Pforten öffnete.

„Nur den Rucksack herunter — ich halt's nicht mehr länger aus!“ — leuchte der Herr Esserle, als ihn der Fritz mit freundlichem Lächeln in Empfang nahm, „ich kann ihn nicht mehr lupsen, das war zu viel!“

Mit verdächtigem Gepolter fiel die Last auf den Stubenboden — die Schinken mußten so hart sein, daß sie schier nicht zu schneiden waren! Ans Auspacken dachte der Herr Esserle nicht mehr. Nur liegen oder wenigstens sitzen können und etwas essen, wenn's auch nur ein Stück Brot war!

Nun, für Essen war gesorgt. Auf dem weißgedeckten Tisch prangte kerniger Speck, und in den Gläsern duftete klares Chriesiwasser. Der Herr Esserle griff zu wie ein heißhungriger Wolf, und das Chriesiwasser belebte wieder die erschlafften Lebensgeister. Dann aber wollte er auch sehen, was er eigentlich von Nischalden hergeschleppt hatte. Wie würde sich die Gattin, die teure, über den Segen freuen, den er heimbrachte, wie würde sie ihn, den sorgenden Gatten loben,

wie würden ihre Augen leuchten, wenn er auspackte! Ihr künstliches Gebiß würde ja den harten Schwarzwälder Schinken nicht ohne Schwierigkeiten zermalmen können, aber man könnte ihn ja schaden und zudem — er, der treue Gatte, hat noch gesunde Zähne.

Aber was war das, was da aus dem Rucksack herauskollerte! Nach Schinken, nach Ripple, nach Schäußele sah das durchaus nicht aus, und als sich der Herr Esserle die Beshierung näher besah, da stand er vor einem Haufen schwerer Feldsteine, die ihn höhnisch anzuglohen schienen.

„Nai, so was!“ stotterte er fassungslos, während ihm die Augen vor den Kopf traten.

„Den Nischaldener soll das Mäusle beißen!“ entgegnete der Fritz. „Der hat wieder einmal einen seiner dummen Streiche gemacht. Aber tröste dich, alter Kompagniespezal, morgen früh wird dein Rucksack eine andere Füllung haben!“

Der Herr Esserle schloß diese Nacht wie ein



Lucil Baillou

„Nai, so was!“ stotterte er fassungslos, während ihm die Augen vor den Kopf traten.

Murmeltier. Als er morgens erwachte, stand neben seinem Bette der prall vollgestopfte Ruckack. Aus dem Schütz sehen die Hälse einiger Flaschen mit Chrieswasser heraus, unter ihnen aber war in reichlicher Fülle kräftige und bekömmlische Friedenssahung verstaubt.

Und diese Ahnung wirkte versöhnend und erhellte das umdüsterte Gemüt des Hamsterers. Wohl ahnte er etwas, wohl hegte er einen Verdacht, aber als ihm der Fritz die Rechnung vorlegte, die durchaus nicht teuer war, da verzieh er ihm den Streich und dampfte heiteren Gemüts heimwärts.

Stolz kramte er vor der Gattin die Herrlichkeiten aus. Von dem Schweiß aber, den sie ihn gekostet hatten, erzählte er nichts.

Der Mann und der Hund.

Skizze von Friedrich Kasche.

Die Tür schnappt ins Schloß, wie ein Klotz fällt der alte Benjam auf das knarrende Sofa, der Hund, um den es geht, schiebt sich eingeschüchtert unter den Tisch. Grämlich, mutlos und geradezu erschrocken steht die Stille zwischen den grauen Wänden.

Benjam ist ein sehr alter Mann, er ist schon über die Achtzig hinausgekommen. Wenn er geht, knickt er in den Knien ein, und wenn er mit dem Löffel hantiert, zittern ihm die mageren ausgetrockneten Hände. Benjam lebt notdürftig von einer Altersrente und von der gleichgültigen Gutmütigkeit einiger Menschen, die ihm ab und zu eine Kleinigkeit zukommen lassen. Benjam sitzt den Großteil des Tages in der muffigen Stube und redet mit sich und seinen Erinnerungen. Er ist nicht mehr ganz Herr seiner Gedanken; sie kommen und gehen, wie sie wollen, sie gehorchen keinem Gesetz mehr, sie schieben sich ineinander und vertauschen ihre Farben. Benjam denkt an seine langverstorbene Frau, die Marietchen hieß, klein, rund und so gefühlvoll, war, daß ihr bei den unmöglichsten Anlässen die Tränen kamen. Er denkt sehr oft an seine zwei Jungen. Der Ältere ist mit phantastischen Hoffnungen nach Amerika gegangen. Dreimal sind von ihm Briefe mit fremden bunten Marken gekommen. Dann ist er für immer verschollen gewesen. Und den Jüngeren hat der Krieg gefressen, gerade als er es bis zum Werkmeister gebracht und sich ein Weib genommen hatte. Und Benjam denkt an die Zeit, da er noch mit Leimtopf und Falzbein umging, denn er hatte eine flottgehende Buchbinderei. Das ist nun alles dahin, als wäre es nie gewesen. Jetzt hat Benjam nichts mehr auf der Welt als die Erinnerung; und auch deren wird er allmählich müde.

Besitzt er wirklich nichts mehr? Doch —

Benjam hat noch sehr viel, Benjam hat seinen Hund. Und je blässer und gleichsam treulofer seine Erinnerungen werden, um so wertvoller und wirklicher wird ihm das guttägige Tier. Dieser Hund ist eine ganze lebendige Welt; er ist beruhigende Nähe und selbstverständliches Vertrauen. Er hat große bernsteingelbe Augen, die sich dem Blick des Alten nie verjagen, und in seinem Körper ist eine immer gleichmäßige Wärme, die er gern an Benjam weiterpendet. Ein Duzend Jahre muß schon vergangen sein, seit Benjam seine Freude an dem Tiere hat. Auf einem Abendspaziergang, da die Einsamkeit sein Herz schwer und ganz mutarm machte, hatte er den Hund in einem Gehölz gefunden, klein, struppig und halb verhungert. Er hat ihn mitgenommen und aufgeflegt, als sei er ein gnädiges Geschenk des Himmels. Manchmal hat er sein eigenes Essen daran gegeben. Aber es ist nicht umsonst gewesen. Tausendfach hat es ihm der Hund durch sein bloßes Dasein gelohnt. Und jetzt kann sich Benjam sein Leben nicht mehr ohne ihn denken. Stürbe der Hund, würde eine gefährliche Lücke entstehen, in die würde Benjam eines Tages hineinstürzen. Bestimmt.

Und nun?

Der Mann mit dem glatten Gesicht, der eben die Tür zugeworfen hat, — was hat er gesagt? „Ersäufen Sie doch das Vieh in der nächsten Pfütze!“ Der Mann mit dem glatten Gesicht kommt seit vier Wochen jeden dritten Tag, um die fällige Hundesteuer einzutreiben. Und Benjam hat einfach kein Geld. Diese Steuergeschichte ist ihm böse über den Kopf gekommen. Die vergangenen Jahre hatte ein guter Freund, der es im Leben zu etwas gebracht hat, diese leidige Angelegenheit für ihn geregelt. Aber dieser Notthelfer ist vor zwei Monaten gestorben. Umsonst hat Benjam an einige vergessene Türen geklopft. Schließlich ist er mit seiner Bitte auf das Armenamt gelaufen. „Was?“ hat einer gesagt und ihn durch die Brille angefunfelt, „Sie können sich noch einen Hund halten? Den Luxus sollten Sie sich aber abgewöhnen.“ — Benjam starrt auf den Tisch. „Ersäufen Sie ihn doch!“ liest er auf der steifigen zerschnittenen Wachsstockdecke. Und der Mann mit dem glatten Gesicht hat noch eine Drohung hinzugefügt: „Wenn ich das Geld morgen nicht bekomme, nehme ich den Hund mit. Dann hat er am längsten gelebt.“

Der Alte schrickt zusammen; denn der Hund hat seinen Kopf auf Benjams Knie gelegt und sieht ihn mit den bernsteingelben Augen traurig und verwundert an. Dieser Blick läßt Benjam das Blut drängend ins Herz steigen. Seine Gedanken kreisen nur um die eine Tatsache, daß das Leben des Hundes verfallen ist — so oder so. Morgen bringen sie ihn um mit Strychnin oder einem anderen gemeinen Gift. Ist es nicht besser — er selber verhilft ihm zum Tode? „Ich